Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 52

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die ganze qualvolle Bitterkeit dieser fünf Jahre schwang darin. Wie sehr doch die Vergangenheit auf ihm lasttete, dachte Mintheffer. Es war ja auch kein Wunder. Er selbst hatte Jahre gebraucht. Dabei war Annette nur ein Stück seines Lebens, für Geninde aber doch das ganze Leben.

„Wollen wir ein Stückchen gehen?" fragte Geninde plötzlich; er sah sich in dem Zimmer um, als wäre er gefangen. „Ich muß ja auch vor allem meine beruflichen Sachen hier mit Ihnen besprechen."

Mintheffer spürte, Geninde wollte jetzt noch nicht von sich reden. Er mußte wohl die Erschütterung dieses Wiedersehens erst in sich verarbeiten.

„Gerne gehe ich ein Bißchen, man wird draußen leichter mit sich fertig. Es ist so schön hier." Kennen Sie eigentlich Kissingen, wollte er fragen, aber verstummte schon.

Geninde mußte ja einmal hier gewesen sein. Damals, als man Annette fand.

Mintheffer führte ganz bewußt einen Weg entgegengesetzt dem, der zu Annettes Todesweg geworden war. Aber Geninde schien gar nicht zu sehen, wo er ging. Er hatte den Kopf grüblerisch gesenkt. Wenn er doch nur aufschauen würde! Die Landschaft hier, dies Heitere und Sommerliche, dies, was einem die Seele durchwärmte — das mußte doch auch für Geninde wohltuend sein.

Die beiden Männer waren in stummem Schreiten aus dem Kurort herausgekommen. Der Wald nahm sie auf. Gegenüber ging das Tal in einer leichten und schwärmerischen Linie.

Geninde schien nun zur Gegenwart zu erwachen, wie angerührt durch den herberen Wind, der von der Rhön herüberkam.

„Sie brauchen keine Rücksicht zu nehmen."

„Entschuldigen Sie meine Schweigsamkeit, das kommt wohl von meinem Einsiedlerleben. Man verlernt dabei das Sprechen."

„Ja, ich muß alles erst in mir in Ordnung bringen. Auch hier —", er machte eine Bewegung, als wollte er die Gegend umfassen. „Als ich das letzte Mal hier war —". er schwieg hilflos.

„Wollen wir nicht lieber vom Beruflichen sprechen?" versuchte Mintheffer abzulenken.

Sofort veränderte sich Genindes Gesicht.

„Ja, ja", die Stimme klang gegenwärtiger und kräftiger, „hat Ihnen Fräulein Hierzel noch mehr gesagt, als das, was Sie mir schrieben?"

„Nein. Sie ist jedem Gespräch darüber geradezu heftig ausgewichen. Die Erinnerung scheint sie stark zu bedrücken. Vielleicht hatte Becker eine unglückliche Liebe für sie gehabt."

„Ist Fräulein Hierzel schön?" fragte Geninde unvermittelt.

„Ich glaube ja. Warum fragen Sie?"

„Weil das sehr in das Bild hineinpassen würde, Menschen wie Becker haben eine Leidenschaft für makellose Schönheit — die ihnen ja immer unerreichbar sein wird. Darin liegt oft das ganze Lebensschicksal beschlossen. Werden Sie mich mit Fräulein Hierzel bekannt machen können?"

„Das kann ich schon — aber", es kam etwas zögernd, „ich glaube, auch Ihnen gegenüber wird sie nicht gerne davon sprechen. Es muß da noch irgend etwas sein."

„Man muß es immerhin versuchen. Ich muß ja alles heranholen, was psychologisch für Becker irgendwie sprechen könnte — oder ihn erklären."

„Also gut, ich werde sehen, daß Fräulein Hierzel heute für Sie Zeit hat, Herr Geninde. Am besten, wir gehen nachher bei der Kurdirektion vorbei. Um zwölf sieht sie gewöhnlich auch Sonntags einmal ins Büro herüber."

„Da helfen Sie mir wirklich sehr, Herr Mintheffer. Ich habe Ihnen sehr zu danken. In den letzten Jahren habe ich oft bitter an Sie gedacht, das drückt mich."

„Das lag doch nur an dem Nichtwissen."

„Immer liegt es am Nichtwissen", wiederholte Geninde schwermütig. „Annette, sie hat alles gewußt, wo ich blind war."

Sie gingen schweigend zurück. Aber diese Stille trug jetzt in sich keine Spannung, mehr Uebereinstimmung.

„Uebrigens", sprach Mintheffer in das Schweigen hinein, „Sie fragten vorhin, ob Fräulein Hierzel schön wäre. Zuerst ist es mir nicht so klar geworden. Aber jetzt — sie sieht aus, als könnte sie eine Schwester sein von Annette."

Geninde überfiel es, als er dann Ada zum ersten Mal sah. Wirklich, sie sah Annette sehr ähnlich. Mintheffer hatte recht. Es war der gleiche Typ. Der gleiche Haaransatz, den er so unsagbar geliebt. Freilich, das Haar war dunkler und fremdartig in seinem bläulichen Stahlglanz. Dafür war der Augenschnitt sehr gleich und der Schwung der Brauen. Nur etwas Heftiges hatte diese Ada Hierzel, nicht die warme Ausgeglichenheit Annettes. Vielleicht lag das aber auch an dem offensichtlichen Mißtrauen, mit dem sie ihm entgegenblickte.

„Herr Mintheffer hat Ihnen wohl gesagt, Fräulein Hierzel, warum ich Sie um eine Unterredung bat."

Das schöne bräunliche Gesicht verzog sich noch mehr:

„Und ich habe Herrn Mintheffer für alle Mal erklärt, daß ich gar nichts sagen kann."

„Wirklich nicht, Fräulein Hierzel? Becker war doch eine Schülerbekanntschaft von Ihnen. In diesem Alter nimmt man doch alles sehr wichtig."

„Was soll ich wichtig nehmen?"

„Nun, daß er Sie angeschwärmt hat."

„Und wenn?" Ada sagte es immer noch sehr feindlich. „Das ist doch nichts Weltbewegendes."

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Schweizerische internationale Bindungen

Der schweizerische Gewerkschaftsbund ist dem internationalen Gewerkschaftbund angeschlossen. Die Schweiz gehört dem Völkerbunde an. Ueber die Zugehörigkeit des Arbeiterbundes zur großen Gewerkschaftsinternationale sowohl wie über unsere nationale Bindung an den Völkerbund sind über Nacht Diskussionen aufgetaucht. Fast gleichzeitig. Aus verschiedenen Gründen. Aber in beiden Fällen ist das Problem identisch: Ist es richtig, ist es opportun, solche Bindungen weiter bestehn zu lassen, oder aber völlig für uns selber zu bleiben?

Bundesrat Motta soll an einer Tagung zu Freiburg gesagt haben: „Wenn wir gewußt hätten, wie sich der Völkerbund entwickeln wird . . ." Die Herren vom Gewerkschaftsbund stehen vor ähnlichen Ueberlegungen: „Sollte sich die Gewerkschaftsinternationale in bestimmter Richtung entwickeln . . .!"

Als der Völkerbund das rote Rußland anfnahm, war vielleicht für die Kreise um Bundesrat Motta der Moment zur Propagierung des schweizerischen Austritts gegeben; heute, wo die Gewerkschafter fürchten, die russischen Zwangsorganisationen zur Ueberwachung der Arbeiter, die ebenfalls Gewerkschaften genannt werden, könnten in den internationalen Gewerkschaftsbund aufgenommen werden, melden sich Arbeiterstimmen und solche von Führern, die mit Stalins Kreaturen nichts zu schaffen haben wollen. Man hat Mottas Reden gegen die Anerkennung Sovietrußlands bitter kritisiert. Der Moment für bittere Kritiken an den absoluten Stalingegnern bei den Gewerkschaftern, voran Dr. Max Weber, Bern, ist nun ebenfalls gekommen. Manchmal möchte man Satiren schreiben.

Aber die Situation ist zu ernst. Ein Komitee lanciert eine Initiative, um im Namen unserer absoluten Neutralität eine neuerliche Abstimmung über die Zugehörigkeit zum Völkerbund zu erzwingen. Diesem Komitee wird vorgeworfen, es arbeite im Interesse Hitlers und Mussolinis. Im Bundeshaus hat man am Tage nach dem Austritt Italiens angedeutet, der Moment zur „Ueberprüfung" unserer Stellung zum Völkerbund könnte gekommen sein. Die Engländer meldeten schon, wir hätten die „société des nations" eingeladen, sich raschestens in eine andere Weltgegend zu verziehen. Am Völkerbund halten bei uns unbedingt nur noch die Sozialisten, die seinerzeit nicht hinein gewollt, fest.

(Damals erhofften sie mehr von Moskau als von Genf.) Wenn über die Initiative abgestimmt wird (übers Jahr?) unterliegen wahrscheinlich die Leute der Linken mit Genf! O Wandlung der Zeit!

Im Gewerkschaftsbund wird, falls die Moskauer in Amsterdam aufgenommen werden, totsicher abgestimmt, und der Abbruch der Beziehungen zur sogenannten Amsterdamer Internationale könnte auch Tatsache werden. Damit wären wir an zwei Stellen international „befreit". Und zugleich um zwei Illusionen ärmer geworden. Das „eiserne Zeitalter" dauert eben leider fort. Trotz Weihnachten.

Japans Weg ins Gefährliche

Bei Nanking wurde auf dem Jangtsekiang ein amerikanisches Kanonenboot namens Panay von japanischen Bombenflugzeugen vernichtet. Die Untersuchung hat ergeben, daß der Angriff nicht auf eine Verwechslung des Schiffes mit chinesischen Dschunken, sondern auf wohlüberlegte Befehle japanischer Kommandostellen zurückzuführen sei. Roosevelt hat selbst beim Mikado reklamiert und vollständige Genugtuung verlangt, das heißt Entschädigung für die Zerstörung von Sachgütern und Menschenleben und ausreichende Bestrafung der Schuldigen, und was sonst noch zu einer solchen, „diplomatisch" genannten Erledigung gehört. In Tokio beeilt man sich durchaus nicht, Roosevelt zu antworten. Auch in diesem Zögern liegt Absicht. Die Amerikaner haben bewiesen, daß sie noch weniger als die Engländer bereit sind, in den Krieg einzugreifen. Die Vernichtung des„Panay" liefert die Probe aufs Exempel. Das japanische Volk wird dahin unterrichtet, und die seelenruhige Vorbereitung einer nichtssagenden Entschuldigung wird den armen Kindern des Mikado noch deutlicher zeigen, auf welcher Höhe die Furcht der Nachbarn vor Japans Kriegsmaschinerie gestiegen sei, und wie sicher der Pfad geworden, auf dem die Generäle nachtwandeln.

Immerhin, Amerika ist alarmiert worden. Die öffentliche Meinung empfindet das Vorgehen Japans als Provokation. Die Kreise, die Roosevelt vorzuwerfen versuchten, er plane kriegerische Verwicklungen, verstummen. Der Präsident darf erklären, daß eine Volksabstimmung über eine allfällige Kriegserklärung verfassungswidrig sei, der repräsentativen Demokratie widerspreche und im Falle einer Gefahr die verantwortlichen Instanzen hemmen müßte. Das klingt fast so, als ob man diesen Fall doch für nähere oder weitere Fristen ins Auge fasse.

Sehr viel kommt auf die Entwicklung der chinesischen Lage an. Die Regierung Tschang Kai Schecks proklamiert von ihrem neuen Sitz in Szetschwan aus die Bildung von 50 neuen Divisionen, die bis zum April schlagbereit sein sollen. An ein Aufgeben des Widerstandes denken also die nationalen Kreise nicht. Sogar wenn die in Sicht stehende Aktion der Japaner gegen Kanton gelingen würde, wird man sich nicht geschlagen geben. Denn noch funktionieren Bahnen aus dem französischen Indochina, die weiterhin Munition transportieren, und was Rußland durch die äußere Mongolei und Osturkestan allenfalls an Flugzeugen herantransportiert, läßt sich von den Japanern noch lange nicht abschneiden. Sieht Amerika, daß Japan in immer dichtere Netze von Engagements gerät und sozusagen in China „einsinkt", dann könnte der Tag kommen, wo Roosevelt doch eine Intervention ins Auge faßt. Nicht allein, zweifellos nicht. Mindestens mit England und Frankreich zusammen müßte diese Intervention unternommen werden. Und notwendigerweise würde sich Rußland anschließen und seine Ostgrenze zu entlasten suchen.

Die japanischen Berechnungen arbeiten vor allem mit dem Faktor „chinesischer Verrat", abgesehen von der vorgesehenen Begrenzung aller militärischen Zielsetzungen. Es hat sich in Peking eine „Gegenregierung" gebildet, und zwar überraschenderweise nicht nur für den eroberten Norden, sondern für das ganze Reich. Die ersten Proklamationen dieser Regierung und die japanische Begleitmusik sehen ganz ähnlich aus wie seinerzeit im neugegründeten Mandschukuo. Die Regierung gebärdet sich als unabhängig, aber japanfreundlich. Sie wolle, sagt sie, aufs engste zusammenarbeiten mit Tokio und der Mandschurei und Verbindungen mit Italien und Deutschland eingehen. Japan tut so, als ob es nur mit Wohlwollen zusehe und gar nicht beteiligt sei. Eine Anerkennung der Rebellenregierung komme vorläufig gar nicht in Frage. Wie man aber stufenweise zur de jure-Bestätigung des aufgepäppelten Verräterzirkels als einer wirklichen Regierung zu kommen hofft, wird sich bald zeigen. Die Pekinger Herren mit den fast unbekannten Namen, die den Kommunismus ausrotten wollen und damit alles bezeichnen, was mit dem Kuomintang und den republikanischen Idealen Sunyatsens zusammenhängt, handeln jedenfalls nach Japans Diktat. Nebenbei läßt sich ja auch mit dem verstorbenen Sunyatsen ein Geschäft machen. Den Chinesen wird gesagt, die Truppen der Nankinger Regierung hätten das Grab des Nationalhelden zerstört, trotzdem es von den Japanern geschont und beschützt wurde!

Während also der Krieg mit der Verrats-Waffe aufgenommen wird, bereiten sich um Kanton und Hongkong die Operationen vor, von denen vielleicht Tschang Kai Scheck eine britisch-japanische Verwicklung erhofft. Die Engländer bauen fieberhaft ihre Festungen und die Grenzstacheldrahtverhaue aus. Auf chinesischer Seite mobilisieren die regionalen Truppen, und von der Nankingarmee marschieren Truppenteile zur Verteidigung heran. Japan befördert seine siegreichen Divisionen vom Jangtse und aus dem Norden hinunter.

Damit finden vor allem die Russen Zeit, das Ihre zur Reorganisation der ehemals „roten" Chinesenarmee in Schansi zu tun. Stalin hat ja nun nach den berühmten, durch ein Jahr fürchterlicher Trotzkistenverfolgungen vorbereiteten „Wahlen" seine beiden Parlamentskammern, den „Nationalitätenrat" und die „Volkskammer" beisammen, lauter Kommunisten und getarnte Kommunisten, angeblich Parteilose. Möglich, daß er sich nun für stärker hält und außenpolitisch aktiver wird. Jedenfalls sehen wir zur Jahreswende verstärkte russische Truppenmassen an den fernöstlichen Grenzen, und schließen daraus auf die Bereitschaft, zum allermindesten einen Druck auf Japan auszuüben. Doch muß diese Bereitschaft mit Hitler rechnen, besser gesagt mit der britisch-französischen Aufrüstung, die Hitler in Schach halten kann und will. Das Wollen wäre automatisch da, wenn USA und England in China aktiv würden. —an—

Kleine Umschau

Reif und Eisblumen und Schnee, viel Schnee! Während wir Westeuropäer diese Tatsachen registrieren, tönen aus dem Blätterwald östlicher gelegener Länder Klagen darüber, daß der Wintermantel angesichts der Wärmewelle, die nicht abfluten wolle, illusorisch zu werden beginne, und man gar nicht mehr auf den Barometer klopfen möge, weil die silberne Säule ja doch nach oben gehe. Verrückt wird die Welt, sagt man, wenn man solches liest. „Nein, sie ist schon verrückt", versichern mittlere Jahrgänge. Und die älteren Semester nicken mit etwelcher Genugtuung, als wollten sie sagen: Verrückt war sie schon immer, aber immer wieder auf andere Weise!

Wo man hinblickt, sieht man durchpflügte Schneefelder. Ganze Studien ließen sich über die Geleise und Spuren und Spuren machen, die von den Höhen und in den Ebenen sich hinunter und herum ziehen, und von den „Tätschen", die oftmals ganz plötzlich diese Bahnen unterbrechen und beenden. „Oha", denkt man, „da hats wieder jemand breicht." Wie von Ameisen wimmelts auf den weißen Flächen von Menschen und Menschlein, die ihre Skikünste erproben und sich im Schlitteln trainieren. Aber wenn wir durchs Land fahren, gewahren wir um die Bauernhäuser herum, die in der Nähe eines Waldes oder inmitten des Feldes stehen, noch andere, aber viel kleinere und vielfältige Spuren: es sind die des Wildes, das in die menschliche Nähe kommt, um etwas Schutz und Nahrung zu erbetteln.

Nun ist Weihnachten in die Nähe gerückt. Uns Schweizern